Haus Siegfried.

Roman von Schmidt-Weißenfels.

(8. Fortsetzung und Schluß.)

„Schmählich, schmachvoll, Alles!" klammerte sie sich an ihn. „Ich erwartete ihn hier in Berlin. Seit Monaten schon hatte er mein Geld, und mich benachrichtigt, daß dadurch der Kauf mit Graf Wardenberg endlich zu Stande gekommen. Er war Herr von Schloß und Herrschaft und er wollte mich als die Herrin davon begrüßen, um dann mit mir Alles zu regeln, was es zu unserer Verheirathung zu regeln gab. Das Urtheil in meinem Scheidungsprocesse konnte ja nicht lange mehr ausstehen. Nun, Du hast es gelesen, was seine Ankunft in Berlin für ihn geworden ist. Sein Verhängniß hat ihn hier ereilt. Baron, Schloßherr, sein Name, sein Vermögen, seine Briefe — Alles, Alles Lüge!"

„Und wie erfuhrst Du es? Du sagtest vorhin, schon vor der Zeitungsmittheilung?"

„Ich erhielt vor drei Tagen eine Zeugenvorladung vom Untersuchungsrichter beim Criminalgericht. Vergebens quälte ich mein Hirn ab, mir diesen Vorfall zu erklären. Was hatte ich mit Criminalangelegenheiten zu thun? Keine Ahnung, daß es sich um Schaal handeln könne, den ich, wenn auch vergebens, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde erwartet hatte. Er konnte in seinem letzten Briefe aus Dresden mir ungefähr angeben, zu welcher Zeit er in Berlin eintreffen würde. Nein, keine Ahnung, daß er ein Betrüger sein könne, daß ich schmählich betrogen sein könnte von ihm. Und doch, es gab eine mich ängstigende Unruhe in mir, wenn ich nunmehr an ihn dachte. Er kam ja nicht und die von ihm angegebene Zeit war abgelaufen. Auch kein Brief von ihm, der doch sonst so zärtlich aufmerksam sich auch in dieser Beziehung erwies! Ach, welche Träume warfen mich in der Nacht, welche der Zustellung der gerichtlichen Vorladung schon für den nächsten Morgen folgte, auf meinem Lager hin und her! Ich weiß nichts Einzelnes mehr davon. Aber am anderen Morgen war mir wüst im Kopf, und elend, krank, machte ich den Gang aufs Gericht. Dann folgte bald darauf der Donnerschlag, der mich vernichtet vor dem Untersuchungsrichter zusammenknicken ließ. O, wie behandelte er mich vorher! Meine Briefe waren bei Schaal gefunden worden und wegen ihres Inhaltes wurde ich einem entsetzlichen Verhör unterzogen."

Robert sprang in Erregung auf und wühlte mit der rechten Hand in seinen Haaren.

„Das ist das Entsetzlichste!" stieß er hervor.

„Ja, ja, das ist's; denn das kann man nicht wegbringen," erwiderte sie, statuenhaft unbeweglich von ihrem Sitz zu ihm aufstarrend.

„Dieser Prozeß!"

„Alles verloren, Robert, ja; auch die Ehre."

„Du wirst eine Hauptperson darin spielen, Unglückliche; ein Skandalprozeß an sich, und Du in der jämmerlichen Rolle einer Geliebten dieses Schwindlers......"

„Alles, Alls habe ich mir gesagt. Möchte das Geld hin sein, wenn nur die öffentliche Prangerstellung mir erspart bliebe."

„Und das ist nicht möglich."

„Nein, der Untersuchungsrichter nahm mir jede Hoffnung darauf."

„Freilich; denn der Inhalt Deiner Briefe enthüllt ja das Treiben dieses Hochstaplers vollständig. Sie und der Name Derjenigen, welche sie geschrieben, können in dem Prozeß nicht unterdrückt werden."

„Eine Siegfried!" bebte es von ihren Lippen wie ein Hauch.

Robert stand vor ihr still und legte die Hände auf ihre Schultern:

„Arme, Aermste! Wie mußt Du büßen!"

Sie nickte.

„Besser," murmelte sie mit hohler Stimme, „ich hätte meinem Leben ein Ende gemacht. Ich lief vom Gericht die Spree an der Friedrichsgracht hinauf; ich lief betäubt, bis es einsamer wurde auf der Straße. Das Wasser der Spree zog mich an sich. Ich malte es mir aus, daß es mein Todtenbett werden würde. Als ich über die Waisenbrücke ging und hier in die Neue Friedrichstraße hineinschauen konnte, auf unser Haus, in dem ich geboren worden, in dem ich aufgewachsen—da trieb's mich fort davon und weiter, weiter. Ich sah die kleinen Dampfschiffe auf der breiten Spree hin und her fliegen; ich kam nach dem Rummelsburger See und ging an seinem einsamen Gestade, Ein Sprung, und es war geschehen..... Aber ich war zu feige und kehrte wieder um."

„Ein besserer Genius führte Dich zurück, Elise. Ertrage es! Die Zeit wird die Wunden heilen und einen Schleier immer dichter über diese unglückselige Geschichte legen. Komm! Gehen wir zu Deinem Mann!"

Sie erschrak.

„Jetzt?" fragte sie. „Ohne daß er vorbereitet ist? Ich bitte Dich, Robert, es zu thun."

„Das macht sich sogleich am besten, Elise. Es ist Sonntag und bald Mittag. Bernhard ist jetzt zu Hause bei seiner Mutter. Wir finden da Deine Nächsten. Wozu die traurige Auseinandersetzung, die sein muß, noch verschieben? Enden wir Deine Qualen, Du Arme. Komm!"

Er stülpte, da er im Ausgangsanzug war, seinen breiten Filzhut auf, und Elise zog ihren Schleier herab und folgte ihm wie ein gehorsames Kind.

Eine Droschke kam grade leer dahergefahren, als sie aus dem Hause auf die Straße traten. Robert bediente sich ihrer, um den Weg bis zur Wohnung Bernhard's eigentlich der Mutter desselben, schneller zurückzulegen, so wie aus Rücksicht auf Elise, ihr verstörtes Aussehen, ihre begreifliche Aufgeregtheit. Sie fiel auch sogleich in das Polster des Rücksitzes zurück und brütete schweigend vor sich hin.

Er wollte sie nicht stören und schaute durch die offenen Fenster des Wagens auf die Straße, wo die sonntäglich geputzten Leute in funkelnden Sonnenschein sich in dichten Gruppen fortbewegten. Die meisten kamen aus der Kirche; die Mädchen und Frauen trugen ihre Gesangbücher in der Hand. Auch dies stimmte feierlich; die Menschen sahen doch anders aus, als wie alle Tage, und auch die Straßen mit den geschlossenen Läden und ohne den lärmenden Verkehr wie gewöhnlich. Robert meinte, es müßte schon Ostern sein, und wie er die Glocken vom Dom läuten hörte, an dem die Droschke vorbeifuhr, fielen ihm die Strophen aus „Faust" ein, welche dieser Osterstimmung so schönen Ausdruck geben:

Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

Er sprach sie in Gedanken über das arme, stumme, hinstarrende Weib neben sich, wie ein Gebet für dasselbe.

Unter Denjenigen, welche aus dem Dom nach dem eben beendigten Gottesdienst kamen, bemerkte er auch seine Frau. Sie ging mit ihrer Mutter, die sie vorher abgeholt hatte, und jetzt mit ihr nach Hause. Sonntags speiste die Frau Kriegsrath ja regelmäßig bei dem jungen Ehepaar. Er kam am Ende heute zu spät zum Essen, bedachte er. Onkel Friedrich würde schöne Augen machen, wenn er ein Viertel nach ein Uhr nicht da sei und alle Anderen sich zu Tisch setzten. Niemand wußte ja, wo er war und warum er nicht da war. Man würde sich beunruhigen, sein Onkel, seine Schwiegermama, seine Frau, selbst der Professor. Schon griff er nach der Klinke, um die Wagenthür zu öffnen, das Gefährt halten zu lassen und hinüber zu Helene zu springen. Aber wozu jetzt halbe Erklärungen geben, eine Aufregung zum Mittagessen nach Hause schicken? Es wäre auch peinlich für Elise gewesen, und sie hatte der Pein schon genug. So fuhr er weiter und beugte sich nicht einmal zum Fenster hinaus.

Als er mit Elise vor der Wohnung der alten Frau Schauß ausgestiegen war und sie ins Haus traten, zögerte seine Schwester. Sie zitterte, daß ihre Glieder flogen; ihr Gesicht war todtenbleich und leuchtete unheimlich durch den Schleier.

„Ich kann nicht!" stöhnte sie und hielt sich an seinem Arm.

„Muth, Elise!" sprach er ihr zu.

„Erbarmen—Erbarmen! Warum muß es gleich sein?"

„Ich beschwöre Dich, Elise!"

„Das ist der Gang nach Golgatha, Robert."

„Ja, er ist schwer; aber dann hast Du überwunden, Schwester."

Sie ergab sich und ließ sich von ihm die Treppe hinaufführen, langsam, mit wankendem Schritt, schwer athmend.

Er zog an der Wohnungsthür die Glocke und die Magd öffnete. Sie bestätigte, daß Bernhard anwesend war, und ließ die Besucher über den Corridor in das Empfangszimmer treten.

„Setz' Dich," sagte Robert beim Eintritt, „ich gehe zu Bernhard."

Die Antwort darauf war ein schluchzender Aufschrei Elise's. Dann stürzte sie vor und auf den kleinen Knaben zu, der am Fenster still und allein mit seinen Bleisoldaten spielte und den Robert erst jetzt bemerkte. Es war Wolfgang, es war Elise's Kind, ihr einziges. Sie preßte es an sich in einem Uebermaß von Schmerz und bedeckte den erschrockenen Kleinen mit ihren Küssen. Den Schleier hatte sie abgerissen und ihre Thränen strömten auf das Antlitz des Sohnes, der nun seine Mutter auch erkannte, aber scheu wie vor etwas Unerklärlichem zu ihr aufschaute.

„Mein Wolfgang!" jammerte sie herzzerreißend und preßte ihn immer wieder an sich.

So war sie noch nicht Mutter gewesen, wie in dieser Stunde; solche Thränen, so heilige, hatte sie noch nie geweint.

Robert stand erschüttert im Zimmer, aber seine Augen weideten sich dabei an diesem jähen Ausbruch der Mutterliebe. Plötzlich wurde die innere Thür aufgerissen und in sichtlicher Unruhe kamen Bernhard und seine Mutter herein. Sie blieben wie versteinert stehen über den unvermutheten Anblick, der sich ihnen bot.

Elise hatte eben ihren Sohn freigegeben und richtete sich auf, reckte sich hoch empor, so daß sie über ihr Maß hinaus zu wachsen schien. Dann erstarrte ihre Figur, ihr bleiches Gesicht färbte sich bläulich, und lautlos, mit ihren Händen hastig in die Luft greifend, stürzte sie auf den Boden. Wie leblos lag sie da. Binnen einer Secunde war dieser furchtbare Vorgang erfolgt.

XVIII.

Vierzehn Tage lang hatte Professor Dettinger mit seiner kunstwissenschaftlichen Aufgabe zu thun gehabt und dann abreisen wollen. Siegfried Alt und Jung hatten es aber auch jetzt noch nicht geduldet und er widerstand abermals ihrer liebenswürdigen Gastlichkeit nicht lange. Er erklärte sich bereit, noch acht Tage zuzugeben und in der Türkenstube zu wohnen, die ihm so lieb und heimisch geworden war.

Das traurige Familienereigniß war nämlich vor ihm nicht verborgen gehalten worden. Nachdem es Robert zu Hause bei sich wohl oder übel hatte bis zu dem ohnmächtigen Zusammensturz Elise's vor ihrem Gatten mittheilen müssen, hatte Onkel Friedrich seinen Gast vielmehr mit vollem Vertrauen deswegen beehrt. Geheimnißthuerei wäre ja überdem hier falsch angebracht gewesen, da die unglückliche Geschichte der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten werden konnte. Der Professor war sogar damit in einen persönlichen Zusammenhang gerathen und klagte selbst sich förmlich einer gewissen Mitschuld an. Denn würde er in gutem Glauben bei der Begegnung mit dem falschen Baron in der „Scholastica" nicht dessen Unterhandlungen mit Graf Wardenberg über den Herrschaftskauf und damit indirect auch seine Vermöglichkeit und Unverdächtigkeit bezeugt haben — wer weiß, ob diesem sein Spiel mit der verblendeten Frau so leicht gelungen wäre. Natürlich war ein solcher Vorwurf nicht im geringsten ernsthaft zu nehmen. Dettinger meinte freilich aus Zartgefühl für die ernste Stimmung im Hause auf die so herzig gebotene und von ihm schon genossene Gastfreundschaft Verzicht leisten zu sollen. Aber das wurde nicht gelitten. So Leid wie Freud, sagte Herr Friedrich Siegfried, müsse er nun mit ihnen im Hause theilen und dadurch ein rechter Freund desselben werden. Nach wie vor machten denn die zwei Wirthe ihm den Aufenthalt so angenehm wie möglich, ohne ihn von seinen Arbeiten abzuhalten, und da die Nachrichten über Elise's Befinden nicht mehr beunruhigender Natur waren, so unterstanden sie dem schmerzlich berührenden Vorfall nicht so sehr, daß der Professor seine Anwesenheit mit Grund hätte lästig für sie halten können.

Nach der dritten Woche indessen packte er fest entschlossen seine Koffer und nahm dankbar Abschied von diesen Menschen, die er für immer lieb gewonnen und in deren Leben, Denken und Empfinden er einen so tiefen Blick gethan hatte. Sein sinniger Geist gab all" diesem Ungefähr, was er hier kennen gelernt, dieser Lebensphilosophie des Hagestolzen, dem glücklich erstandenen Selbstgefühl Robert's, seiner jungen Ehe und Elise's so schwer gebüßter Verirrung anderseits, einen inneren Zusammenhang. Er sah es wie ein Verhängniß in diesem Familienhause walten, wo Jeder nach des Daseins ungetrübtem Glück strebte und eigentlich nur Einer es am wenigsten es vom Besitz des Geldes allein erwartete. Welche furchtbare Enttäuschung erlebte auf ihrem Wege die junge Frau Bernhard's! Und wie genoß Onkel Friedrich begierig des Malers heiteres Glück mit, indem er das Ungenügende seiner eigenen, so vorsichtig und fein berechneten Glückseligkeit stillschweigend erkannte.

So ward dem alten, aufgeräumten Schwaben der Abschied wahrlich schwer. Daß es ihm so sehr an's Gemüth gehen würde in diesem nordischen Berlin, hätte er nimmer geglaubt. Er erklärte sich auch sonst für besiegt.

„Euer Berlin," sagte er zu Friedrich, „ist wahrlich eine Welt, die man nicht nur gesehen, nein, in der man, so wie ich unter Eurer Führung eine Weile gelebt haben muß, will man den Geist der Cultur in der Gegenwart verstehen. Hier, wahrhaftig, wird daran gearbeitet, und mehr vielleicht, wie anderswo auf der Erde von Allen, die hier leben, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, von Reich und Arm, Vornehm und Gering — bewußt und unbewußt; wo findet man dies in solchem Selbstgefühl noch einmal? Wissenschaft und Kunst stehen mit dem frisch pulsirenden Leben in der innigsten Wechselwirkung; eine großartige Industrie zieht ihre Kräfte aus den großen und neuesten Errungenschaften des menschlichen Geistes. All dieser Verkehr hat einen Strom, der mächtig der Zukunft zustrebt; all' diese Arbeit hier hat den freudigen Hoffnungsschwung nach der künftigen Zeit. Ja, dies Berlin ist groß, ist schön, ist selbstständiges Wollen und Sein; aber es wird noch immer, es wird noch erst Alles, was es sein will. Hier ist das Deutschland des neuen Geistes, der neuen Hoffnungen, der Gegenwart, welche eine große Zukunft hat. Ein starkes Volksthum, dem Hoch und Gering mit Stolz sich zugehörig fühlt, arbeitet hier, um im Großen das Glück der Unabhängigkeit und Lebensfreudigkeit sich zu sichern, wie es der Einzelne für sich versucht."

„Na, sehen Sie wohl, Professorle!" jubelte es aus Onkel Friedrich's Brust heraus und seine Augen funkelten vor Freude über die gehörte Lobrede des Schwaben auf die Reichshauptstadt.

„Ich sehe dies Alles ein," erwiderte dieser; „ich bin bekehrt. Man muß das Barbarenthum anderswo suchen. Aber ich möchte doch nicht hier leben; mir fehlen die Nerven dazu."

„Gebrauchen Sie alle Jahr, um dieselbe Zeit, hier eine Cur," scherzte Robert, „so werden Ihre Nerven sich stählen."

„Wir sagen auch nur auf Wiedersehen," schmeichelte ihm Helene mit lächelndem Gesicht.

„Und die Türkenstube bleibt," ergänzte Friedrich noch; „habe ich sie nicht mehr, so mein Junge da, und sie soll immer für Sie offen stehen."

„Danke, danke! Wer weiß, ob's nicht doch einmal wieder wahr wird und ich hierher komme, zu Ihnen, Euch herzigen Leuten. Da ist's freilich gut sein. Aber da draußen hielt ich's diesmal nicht länger aus. Dies Gestampf und Gekreisch des Weltstadttreibens — für's erste mal ist's genug! Und diese aufregende Lebensweise, dies kecke Sprechen der Menschen hier, diese Fixigkeit in Worten und Wissen, herausfordernd und bissig, diese hochgradige Lebhaftigkeit im Gespräch — es macht Einen hin, Unsereinen! Ich habe wahrhaftig Heimweh nach meinem Schwabenländle, wo es so gemessen und still dagegen ist, der Puls so ruhig schlägt; was hier die Menschen in Aufregung versetzt an öffentlichen Vorgängen, gewöhnlich erst ein oder zwei Tage später allmählich bekannt wird und Niemanden so leicht aus dem Häuschen bringt."

„Und das zerschmolzene R auf unseren berliner Zungen," foppte Friedrich, „das hat Ihnen auch viel Aergerniß bereitet! Da müssen Sie natürlich rasch zu Ihren verbogenen und verquetschten Schwabenlauten!"

Dettinger schmunzelte.

„Rühren Sie auch zum Schluß noch diesen Streit wieder auf? Ich bin in dieser Frage unbesiegt, lieber Freund. Ihr habt mich von meinem orthodoxen R-Glauben wenigstens nicht abbringen können."

„Orthodox! Warum sagen Sie nicht lieber recht, oder noch besser: starr dafür?"

„O, Sie Unbarmherziger!" antwortete der ordentliche Professor dem außerordentlichen und drohte ihm mit dem Finger. „Wenn ich Sie mit meinem R so verfolgte! Doch Alles in Ehren, Herr Siegfried! Ich gebe Ihnen zu, Ihre Schulmeisterei ist höheren Zwecks, als die meinige, in sofern die Reinigung der ganzen Sprache bedeutender ist, als die Wiederherstellung eines einzelnen Buchstabenlautes in derselben. Und das zur Bekräftigung gelobe ich Ihnen, daß ich sofort einen schwäbischen Verein zur Jagd auf die im persönlichen Umgang vernommenen Fremdwörter gründen werde und die Verfolgung ganz nach Ihrem bewährten System stattfinden soll.

Das bringe ich also auch noch mit aus Berlin nach Hause, und es ist wahrhaftig nicht das Geringste. Es trägt in seiner Weise gewiß bei, das Gefühl für Stammesehre in unserem Volksthum lebendig und empfindlich zu halten, und in dieser Beziehung, edler Freund, soll friedliche deutsche Vaterlandsliebe nur gar nicht sorglos und lässig sein. Der Deutsche muß auch eifersüchtig auf seine Sprache werden."

Das war sein Lebewohl, hoffentlich auf Wiedersehen!

Nach seiner Abreise änderte sich zwar nichts Wesentliches im Leben der Bewohner des Hauses in der Neuen Friedrichsstraße, aber der Zustand Elise's verschlimmerte sich gleich danach auf einmal in so bedenklicher Art, daß die Gemüther der ihr Nächststehenden wohl wieder mehr beunruhigt werden mußten.

Sie war nach dem schrecklichen Zusammenbruch ihrer Kräfte der langen Ohnmacht durch die ärztliche Hülfe entrissen worden, aber danach in einen Zustand von Schlaffheit und Abspannung verfallen, der unverändert blieb und die höchste Schonung verlangte. In der Wohnung ihrer Schwiegermutter hatte man sie zu Bette gebracht und sie war nicht im Stande gewesen, sich wieder zu erheben. Es war, als habe der Schlag halb ihren Körper gerührt, und der Arzt konnte es nur der Ruhe ihrer Natur überlassen, ob und wie sich diese merkwürdige Lähmung beheben werde. Anfänglich zeigten sich mehrende Hoffnungen auf Rückkehr einer größeren Lebensthätigkeit, dann jedoch brach ein nervöses Fieber aus und warf sie in eine tagelange Raserei. Die Krisis war schwer und ihr Ausgang lange zweifelhaft.

Sie überstand diese Krankheit, ohne daß sie aber gesundete. Derselbe Zustand von Erschlaffung, in den sie vorher versetzt worden war, kehrte wieder und schien nicht zu brechen zu sein. Sie hatte nicht nur die Fähigkeit, zu sprechen und zu denken, verloren, sondern nur die Energie dazu: eben so war es im Gebrauch ihrer Glieder, der durch eine unüberwindliche Schwäche des Willens allein eine Beschränkung erfuhr. Sie hütete nicht mehr das Bett, doch verbrachte sie den Tag nur in einem Polsterstuhl, ohne sich allein daraus erheben zu können.

Unter solchen Umständen war es zu keinerlei Worten über das Geschehene gekommen; schweigend war die Auseinandersetzung mit ihrem Manne erfolgt und seine Aussöhnung mit der Bemitleideten. Robert hatte für sie gesprochen, und hätte ihre Familie Alles vergessen können, wie sie ihr Alles vergeben, so wäre es geschehen.

Aber vergeben war ihr und ihr dankbarer Blick belehrte, daß sie es wußte. An jedem Morgen und Abend saß Bernhard bei ihr, hielt ihre Hand liebevoll in der seinigen und versuchte mehr und mehr mit ihr zu plaudern, ohne je die schmerzliche Angelegenheit zu berühren. Er sprach, als sei Alles wie früher in der ungetrübten Zeit ihres Ehelebens geblieben. Sie nickte ihm zu, zog seine Hand an ihre blassen Lippen und äußerte immer nur: „Ja, wie Du willst, Alles, wie Du willst!" Mehr schien sie nicht von ihren Gedanken äußern zu können, als diese Ergebung in Reue.

Seine Mutter leistete ihr Gesellschaft und sie that es wie eine Mutter, gütig, sanft, mit aufmerksamer Pflege. Ihr Sohn spielte vor ihrem Platz, oder sie liebkoste ihn still weinend, wenn er allein mit ihr im Zimmer war. Robert besuchte sie, Helene brachte Stunden bei ihr zu, und Onkel Friedrich stellte sich ebenfalls öfter ein, um sich von ihrem Befinden selber zu überzeugen. Wie sie aus dieser Stumpfheit, ob jemals wieder, befreit werden würde, wußte Niemand.

Inzwischen hat Bernhard sowohl wie Friedrich Siegfried auf Grund der Krankheit Elise's alle Schritte gethan, um sie aus den gerichtlichen Verpflichtungen herauszubringen. Leicht gelang es ihnen, den Scheidungsproceß, zu welchem der entscheidende Termin anberaumt worden war, in Stillstand zu bringen und mit dem Hinweis auf die stattgefundene Versöhnung bis auf die letzte Formalität zu beseitigen, die durch die Zurücknahme der Klage von Seiten Elise's nach ihrer Genesung erfüllt werden mußte. Es eilte damit nicht; die Sache war ja so gut wie erledigt.

Ihre Zeugenschaft in dem Hochstaplerproceß war freilich auf keine Weise zu beseitigen. Man konnte sich in der Siegfried'schen Familie noch glücklich schätzen, daß Schaal nach Oesterreich ausgeliefert und ihm dort der Proceß gemacht wurde, womit doch wenigstens die öffentliche Verhandlung in Berlin und damit die schreckliche Unmittelbarkeit derselben wegfiel.

Friedrich machte der häßliche Proceß, aus welchem der Name seiner Nichte nicht wegzubringen ging, Kummer und Sorgen, je mehr, als dessen Schlußverhandlung nahe rückte.

Als Aeltester des Hauses hielt er förmliche Familienrathssitzungen ab, in denen erwogen wurde, wie das Uebel noch erträglicher gemacht werden konnte. Elise's Zustand währte schon Monate lang; es war Juli geworden. Die Aerzte versprachen sich eine körperliche Wiederbelebung der Kranken durch den Gebrauch von Seebädern und Aufenthalt in der Nordseeluft. Dadurch war dann auch vielleicht eine günstige Rückwirkung auf die Verstandeskräfte zu hoffen. Elise sollte deshalb bis zum September auf Sylt bleiben.

„Gut," sagte der Alte, als dieser Beschluß gefaßt worden war. „Währenddem machen sie dem verfluchten Schwindelbaron den Proceß. Handeln wir in diesem abscheulichen Fall wie Vogel Strauß, indem wir den Kopf wegstecken, um nichts von dieser Skandalgeschichte — na, wie soll man denn sagen? —, von dieser Schandgeschichte zu sehen und zu hören. Gehen wir Alle nach Sylt über den Spätsommer, und kommen wir wieder, so ist doch wenigstens schon etwas Gras über die Geschichte gewachsen und man fürchtet sich nicht mehr vor jedem Naseweis, der Einem auf der Straße ins Gesicht blickt.

Alle waren auch damit einverstanden; Elise konnte außerdem nicht allein reisen. Robert hatte besonderes Gefallen daran, da er an der See im Norden seine Helene in der Kinderzeit kennen gelernt und er sie nun als seine junge Frau den gütigen Meergöttern dankbar vorstellen wollte. So wie so hätte er mit ihr nachträglich seine Hochzeitsreise gemacht. Seine Kasse war gutgefüllt dafür, denn er hatte ein neues Bild noch besser als das vorige verkauft und an Bestellungen fehlte es ihm auch nicht. Sorglos konnte er die Malerbude auf ein paar Sommermonate zuschließen und nach fleißigem Arbeiten sich die Erholung gönnen.

Bernhard wollte erst später, im September, nach dem Nordseebad kommen, schon weil das Geschäft ihn zurückhielt. Er war glücklich heraus aus allen Verlegenheiten, die es ihm bereitet hatte, aber es gab für ihn noch immer der Sorgen genug. Elise's Vermögen war vollständig verloren und die von ihr um des Betrügers willen noch außerdem gemachten Schulden waren ihrem Manne als eine neue Last zugefallen, die er abwälzen mußte. Er verzagte darüber nicht, und im Grunde beklagte er auch keineswegs, daß seine Frau ihres Reichthums beraubt worden war. Derselbe hatte ja für ihn die Quelle alles Unheils gebildet. Nun befand er sich unter allen Umständen in einer freieren Stellung, und wie es auch kam, Elise konnte in die alte Versuchung nicht wieder zurückfallen. Der schwere Preis, den sie hatte zahlen müssen, war deshalb wohl zu verschmerzen; darüber gab es nur eine Meinung in der Familie. Der Boden, dem ihr verderblicher Hochmuth entstiegen, war zerstört.

Auch ordnete Bernhard jetzt die neuen Verhältnisse nach seinem Willen, und Onkel Friedrich gab seinen Segen dazu. Der Ueberfluß im alten Hausstande wurde gedämmt, die Equipage und unnütz gewordene Dienerschaft abgeschafft; die Villa sollte verkauft und wieder die frühere Wohnung im Hause Siegfried u. Comp. bezogen werden. Bis zur Rückkehr Elise's aus dem Seebade sollte dies Alles geschehen sein; ehe sie abreiste, sagte es ihr schonend und liebevoll Bernhard, und nickte lebhaft dazu und antwortete wieder ihr „Ja, ja, Alles wie Du willst."

Der Aufenthalt an der Nordsee erfüllte die Hoffnungen, die der Arzt darauf gesetzt. Nach vier Wochen konnte die junge Frau schon wieder allein gehen und nahm innigeren Antheil an Allem, was in ihrer Umgebung vorging. Robert und Helene suchten sie zu erheitern; Onkel Friedrich, welcher die Unglückliche mehr liebte als früher die Glückliche, führte sie am Strande spazieren und philosophirte mit ihr. Ueber die Vergangenheit kein Wort, von ihr nicht und von den Anderen eben so wenig gegen sie. Sie war in mancher Hinsicht wie ein Kind, sanft, ergeben, freundlich, dankbar, wortscheu; aber ihre Augen sprachen mehr und mehr in wieder erwachtem Bewußtsein des Weibes, welches gelitten, gerungen und überwunden hatte. Ein milder Glanz entströmte diesen Augensternen, der ihnen früher fremd gewesen, und auch ihre Züge waren weicher geworden. In diesem etwas schwermüthigen, sinnenden Ausdruck gewann sie neue Reize. Das Herausfordernde von früher war fort und ihr ganzes Wesen schmiegsamer geworden.

Als Bernhard im September kam, war er freudig überrascht von ihrem Anblick, noch mehr, wie sie ihn gleich einem Heißersehnten empfing und inbrünstig umarmte.

Dann, in der ersten Stunde, da sie allein waren, lehnte sie sich traulich an seine Schulter und fragte leise, bittend:

„Ist der Proceß vorbei?"

Er verstand sie und antwortete ohne Umschweife, um auf einmal damit fertig zu sein:

„Er ist zu sechs Jahren Zuchthaus verurtheilt worden."

Sie hörte es mit angehaltenem Athem und blieb schweigend an seiner Seite. Ein paar große, heiße Thränen rollten über ihre Wangen.

„Bernhard!" schluchzte sie dann aus tiefstem Herzgrund auf und umschlang ungestüm seinen Hals. „Vergieb! Verzeihe mir. Ich bin Dein, nur Dein!"

Sie stockte und hob einen innigen, flehenden Blick zu ihm empor.

„Wenn — — wenn Du es noch willst," hauchte sie dann gesenkten Hauptes.

Gerührt drückte er die reuige, wiedergefundene Frau an seine Brust. Eine Wonne kam über ihn, als sie da wortlos in Thränen ihr Herz von der Schuld befreite.

(Ende.)

Pulque.

„Schon lange, — schreibt eine Dame aus Boston, die sich zur Zeit bei ihrem Bruder aufhält, der sich in der Hauptstadt Mexico als Ingenieur niedergelassen hat, — hatte ich gewünscht, etwas Näheres über das Lieblingsgetränk der Mexicaner kennen zu lernen, den Pulque, eine süße, angenehm schmeckende Flüssigkeit, die nicht berauschend wirkt und an der auch Fremde bald Gefallen finden. Gern machte ich daher von der Einladung einer befreundeten Familie Gebrauch, mir das „Melken" und die sehr rasch verlaufende Zubereitung des Pulque mitanzusehen. Zu Pferde machten Betsey und ich uns frühzeitig nach dem wenige Meilen von der Stadt entfernten Landgute — Hacienda — jener Familie auf den Weg. Die Pony's waren kräftige Thiere, aber so klein, daß unsre Reitkleider ab und zu den Boden berührten. Mehrere Peonen folgten, die mit neuen Lederschläuchen beladene Packthiere vor sich her trieben, und der Inspector der Hacienda, der auch die Bereitung des Pulque zu überwachen hat, eröffnete den Zug. Sein bronzebraunes Gesicht, seine schwarzen Locken stechen anmuthig von dem schneeweißen Ueberwurfe und dem ungeheuren gelben Strohhute ab, welche diese Oberbeamten der Hacienda's tragen. Unsre Aufnahme auf der Hacienda war höchst gastfreundlich, und nach einem aus Chocolade und den unübertrefflichen mexicanischen kleinen Kuchen oder Tortillas bestehendem Mahle ging es in die Agaven-Pflanzung, welche den Pulque liefert.

Die Agaven sind stammlose Gewächse mit großen, fleischigen, rosettenförmig gestellten, am Rande dornigen Blättern, treiben einen bis 40 Fuß hoch werdenden Blüthenschaft, welcher aus der Mitte der Rosette sehr schnell emporschießt und eine Blüthenrispe mit glockenförmigen, honigreichen und aromatisch duftenden Blüthen—bis zu 4000—trägt. Sobald die Pflanze sich anschickt, ihren Blüthenschaft zu treiben, schneidet man die Gipfelknospe heraus, so daß eine kesselförmige Vertiefung entsteht und diese füllt sich 1 bis 6 Monate lang täglich mit einem zuckerreichen Safte, welcher in ledernen Schläuchen gesammelt wird. Es kommt vor, daß eine einzige Pflanze, die ungewöhnlich lange aushält, bis zu 4,000 Pfund Saft in der Saison liefert. Auf jener Hacienda wird der Saft täglich dreimal, früh 3, früh 7 und Nachmittags 3 Uhr, eingesammelt. Die Pflanzen liefern durchschnittlich 150 Gallonen jede in der Saison, doch befinden sich in der Pflanzung Bestände, in denen der Durchschnittsertrag der einzelnen Agaven viel höher ist. In die Pflanzen werden Kuhhörner gesteckt, deren Spitzen abgeschnitten sind, und durch diese läuft der Saft —agua miel—in die Schläuche.

Nachdem sämmtliche Pflanzen abgezapft waren, begaben sich alle Arbeiter unter Führung des erwähnten Inspectors—Tlachiquero—in den Gährraum — tinacal, — ein umfangreiches, aber niedriges Adobegebäude, dessen Fußboden so sauber gehalten wird, wie das Verdeck eines Kriegsschiffes. Ueberhaupt muß in diesen Gährräumen die peinlichste Sauberkeit ebenso aufrecht erhalten werden, wie in einer gut eingerichteten Brauerei und Kellerei; irgend ein Stoff, der dort in Verwesung übergehen oder sauer werden könnte, würde sofort die ganze gährende Masse gefährden. An den Wänden des Tinacal befinden sich große Bottiche, die aus Rindshäuten angefertigt sind. Auf den Boden derselben, welche „Tina's" heißen, erblickten wir Schichten, die das Aussehen von geronnener Milch hatten und aus einem hefenähnlichen Stoff bestanden, der „madre" oder Mutter-Pulque heißt. Dies ist Pulque, der bei der letzten Herstellung dieses Getränkes aufgespart worden ist und auf den neuen Pulque eine ähnliche Wirkung äußert, wie Sauerteig auf frischen Brotteig. Die Madre hat einen scharfen, aber nicht unangenehmen Geruch.

Der letztere betritt zuerst, und zwar mit feierlicher Grandezza das Tinacal, lüftet seinen Sombrero und sagt laut: „Alabo a Dios", Gelobt sei Gott. Die Arbeiter, welche die Schläuche tragen, folgen seinem Beispiele. Dann schreitet der Oberbrauer von einer der nur mit Mutter-Pulque gefüllten Tina's zur andern und läßt die Arbeiter ihre Schläuche in solche entleeren; er bestimmt hierbei ganz genau, wie viel Saft in jedes einzelne Gefäß zu füllen ist. Sofort nach erfolgter Füllung rührt der Tlachiquero die ganze Masse sorgfältig um, und dann verlassen alle Personen unter wiederholter Anrufung des himmlischen Segens den Gährraum, welcher verschlossen wird. Nach drei Stunden— je nach der Witterung etwas früher oder später,—ist der Gährungsproceß beendet und der Pulque wird in Fässer gefüllt, in denen er an die Leute, die denselben in den Straßen verkaufen, und an die Pulqueria's oder Schankstätten geliefert wird.

Die letzteren führen fast sämmtlich Schilder, welche die Bilder und Namen von Heiligen tragen. So giebt es in der Straße in Mexico, in der wir wohnen, eine Cantina del Merced oder Schenke zur Gnade, eine solche zur Heiligen Dreifaltigkeit, zur Heiligen Gottesmutter u. s. w. In diesen theils Buden, theils förmlichen Trinkwirthschaften, wird neben dem Pulque auch Mexical, in den Ver. Staaten Mescal genannt, verkauft, ein sehr berauschendes Getränk, welches aus dem Pulque destillirt wird. In Folge dessen geht es in den Pulquerias trotz ihrer frommen Bezeichnungen oft ziemlich unbändig zu."

Kampf mit einem Paviane.

Ende vorigen Monats brachte, wie wir bereits mittheilten, Herr Donald Burns, ein Händler mit wilden Thieren, sechs Paviane von jener durch ihre Größe und Stärke ausgezeichneten Art nach New York, welche „Löwentödter" genannt und irrthümlich den Gorilla's zugerechnet werden. Die Thiere waren für das Museum im Centralparke bestimmt. Für dieselben war ein großer Käfig angefertigt worden, dessen vorderer Theil aus starken Eisenstäben besteht. Die größere Hälfte sollte fünf der Thiere, die kleinere, durch eine Scheidewand abgegrenzte, dem größten, stärksten und wildesten der Paviane zur Wohnung dienen. Die fünf Paviane waren ohne Zwischenfall aus dem Käfige, in dem sie die Schiffsreise zurückgelegt hatten, in ihre neue Behausung überführt worden. In Betreff des männlichen Thieres, das aufgerichtet nahezu fünf Fuß hoch ist, hatte Donald Burns, der die furchtbare Wildheit und Kraft des Affen kannte, besondere Vorsichtsmaßregeln für nothwendig erachtet. Der Käfig, in dem sich der Pavian befand, wurde daher von sechs kräftigen Männern in der Weise gegen die Vorderseite des neuen Käfigs gepreßt, daß man es für unmöglich halten mußte, der Gefangene könne seinen etwaigen Widerstand gegen seine Ueberführung so weit ausdehnen, daß er den Käfig zurückschleudere und hierdurch die Freiheit gewinne. Hierauf wurde das Gitter des alten Käfigs in die Höhe geschoben und am neuen Behälter wurden so viele Eisenstäbe ebenfalls entfernt, daß eine bequeme Verbindung zwischen beiden hergestellt war. Im neuen Hause waren allerhand Leckerbissen für den Affen aufgestellt. Der letztere blieb, ingrimmig knurrend, in seiner alten Wohnung liegen. Schläge, die gegen die Hinterwand des Käfigs geführt wurden, veranlaßten ihn nur, sein furchtbares Gebiß mit den vier Zoll langen Schneidezähnen zu fletschen.

Endlich löste man von der hinteren Wand des alten Käfigs ein schmales Brett und suchte den Affen dadurch, daß man ihn von hinten drängte, schob, stieß und stach, zur Uebersiedlung zu bewegen. Der Pavian packte mit je einer Vorderhand zwei Stäbe des neuen Käfigs, duckte sich mit gekrümmtem Rücken nach oben, wie eine Katze, die zum Sprunge auf einen Feind ausholt und schleuderte mit einem Rucke die sechs Männer, die den alten Käfig gegen den neuen preßten, zurück. Im Augenblicke war das wüthende Thier in Freiheit und nahm in einer Ecke der Halle Aufstellung, hochaufgerichtet zum Kampfe gegen seine Angreifer bereit. Burns und seine Gehilfen versuchten zunächst, den Affen mittelst gabelähnlich auslaufender Stangen gegen die Wand zu drücken und durch Schläge zu betäuben. Da dies nicht gelang, nahm Burns einen leeren Kaffeesack, der zur Hand war, und es gelang ihm, solchen dem Thiere über den Kopf zu werfen und um den Hals zusammenzuschnüren. Gleichzeitig warfen sich die übrigen sechs Männer auf den Pavian und es gelang ihnen, denselben so zu fesseln, daß er ohne Gefahr in den neuen Käfig gebracht werden konnte. Die Leute haben schmerzhafte und zum Theil tiefe Fleischwunden davongetragen, und der Kampf hat einen neuen Beleg für die furchtbare Kraft der „Löwentödter" geliefert. Die übrigen fünf Paviane scheinen gutmüthige Thiere zu sein, die sich Zähmungsversuchen sehr zugänglich erweisen.

Soldaten auf dem Papiere.

Es scheint, daß in der französischen Militärverwaltung Dinge vorgehen, schreibt ein Pariser Correspondent des „Berl. Tagebl.", die stark an die Zustände des Kaiserreichs erinnern. Die Tagesordnung des die großen Manöver commandirenden Generals Lewal, in welcher er sagte: „Wir haben eine ganze Altersklasse vor den Manövern verloren, und die Hälfte unserer Unterofficiere," klang überaus melancholisch, wenn der General auch daran die Aufforderung zu um so größerer Pflichttreue knüpfte.

Nun kommt aber der „Progres militaire", ein glaubwürdiges Fachblatt, und erklärt, die Manöver-Compagnien des 17. Corps hätten nur 15 Procent der Effektivstärke für den Krieg, also ungefähr 30 Mann. Die legale Friedensstärke beträgt 65 Mann. Die entlassene Altersklasse beläuft sich auf 20 Mann.

Mit Recht fragt heute der „Telegraphe": „Wo sind die anderen 35 Mann?" Das Mißverhältniß ist auffallend: 30 active Militärs und 190 Reservisten oder Dispositions-Urlauber. Wenn wir uns zu diesem Zustande auch gratuliren können, da er beweist, wie eminent friedlich die gegenwärtige Regierung gesinnt und wie wenig sie geneigt ist, die Ruhe Europas zu stören, so scheint mir doch das französische Gesetz mit diesen Verhältnissen in Conflict zu gerathen. Um die Wiederkehr ähnlicher Zustände, wie sie das Kaiserreich mit sich gebracht, um die „Papiersoldaten" zu beseitigen, bestimmt nämlich Artikel 2 des Cadregesetzes vom 13. März 1875, daß unter die mittlere Friedensprösenzstärke, die bei der Infanterie 85 ist, die Cadres der Compagnien nicht heruntergehen dürfen.

Außerdem soll diese Ziffer als Basis der jährlichen Budgetberechnungen dienen. Ferner heißt es: Diese Ziffer kann nur durch ein besonderes Gesetz geändert werden. Die älteste Altersklasse ist nun aber vier Monate früher heimgeschickt worden als die jüngste eintritt. Jene wurde am 1. August entlassen, diese tritt am 1. Dezember ein.

Die Linien-Infanterie besteht aus 144 Regimentern mit 18 Compagnien, im Ganzen also aus 2592 Compagnien. Von diesen sind pro Compagnie 20 Mann, im Ganzen also 52,000 Mann entlassen. Der Unterhalt eines Mannes beträgt pro Jahr 900 Francs, für vier Monate also 300 Francs. Die Ersparniß beläuft sich für die Infanterie allein somit auf 15,600,000 Francs und 50 Millionen für die ganze Armee.

Es liegt aber kein Gesetzesproject vor, welches die Aufhebung dieses Credits von 50 Millionen verlangt. Darf Frankreich nicht da mit Recht fragen: Wo bleibt mein Geld? Die Radikalen behaupten natürlich, es sei alles in die Tonkin-Expedition gesteckt. Bei solcher Wirthschaft ist es nicht verwunderlich, wenn für das nächste Kriegsbudget bereits ein Abstrich von 15 Millionen ausgebracht ist.

Es wäre gut, wenn diese Verhältnisse von den deutschen Parlamentariern im Auge behalten würden, damit sie bei der nächsten Budgetberathung sich von der sogenannten competenten Stelle hinsichtlich des schwarzen Mannes jenseits der Vogesen nicht allzu gruselich machen lassen.

Ein 106-Jähriger.

Ende vorigen Monats hat im Armenhause zu New Haven, Conn., der ehemalige Matrose Isaac Clarke seinen 106. Geburtstag gefeiert. Bei diesem Manne, der im Jahre 1833 wegen völliger Mittel- und Erwerbslosigkeit in das Armenhaus aufgenommen wurde, seit 38 Jahren aber nur aus Gewohnheit darin verblieben ist und seinen Lebensunterhalt selbstständig und ausreichend verdient, läßt sich der Tag seiner Geburt auf den 21. oder 28. September 1778 mit Bestimmtheit feststellen, und wir haben daher in ihm eines der wenigen Beispiele vor uns, deren Langlebigkeit und Aussicht auf eine noch lange Reihe von Lebensjahren nicht bezweifelt werden kann. Geboren wurde Clarke in Montauk Point auf Long Island, zwei Jahre nach Verkündigung der Unabhängigkeitserklärung. Bei Beendigung des Unabhängigkeitskrieges hatte er bereits das 5., bei Annahme unsrer Constitution das 9. Lebensjahr überschritten und war bereits stimmfähiger Bürger, als der Tod der jungen Republik den „Vater des Vaterlandes" entriß.

Schon in seinem 12. Jahre kreuzte Clarke als Schiffsjunge auf dem in Nantucket ausgerüsteten Walfischfahrer „Vesper" unter Capitän Chase das Kap Horn, und vom Jahre 1795 ab war er Mitglied der bekannt gewordenen Expedition des „Neptun" unter Capitän Greene nach den Sandwich-Inseln. Lebhaft beschreibt er noch heute die Versuche der Kanaken, welche um das Schiff herumschwammen, dasselbe zu besteigen. Den Wilden wurde letzteres so wenig gestattet, als der Mannschaft die Landung auf einer der Inseln. Damals war das tragische Schicksal des Weltumseglers James Cook, der mit vier Matrosen auf der Insel Owaihi erschlagen und wahrscheinlich verzehrt wurde, noch in frischester Erinnerung, namentlich aller Seeleute.

Clarke, oder „Onkel Ike", unter welchem Namen er in ganz New Haven bekannt ist, machte bis zum Jahre 1822 alle großen Seereisen mit, die von Long Island aus ausgerüstet wurden. Von diesem Jahre ab widmete er sich der Küstenfischerei und gehörte zu den angesehensten Seeleuten jenes ganzen Küstenstriches.

Im Jahre 1833 wurde er im Hafen von New Haven plötzlich von einer den Aerzten bis dahin nicht bekannten Krankheit befallen, in deren mehrjährigem Verlaufe er alle seine Ersparnisse aufzehrte und schließlich in das Armenhaus aufgenommen werden mußte. Jene Krankheit, die sich als eine vollständige Lähmung des ganzen Körpers erwies, verschwand, wie sie gekommen war, und ließ den Sechzigjährigen in einem Zustande förmlicher Verjüngung zurück. Onkel Ike war nicht nur bewegungslos, sondern auch des Gesichts und Gehirns beinahe vollständig beraubt gewesen. Er erhielt seine frühere Kraft und Gewandtheit zurück und lernte besser sehen und hören, als je vorher. Der alte Seebär widmete sich der Schneiderei und brachte es in diesem Geschäfte bald so weit, daß er sich seinen Lebensunterhalt reichlich verdiente. Auf sein Ansuchen wurde ihm gestattet, das ihm liebgewordene Stübchen im Armenhause zu behalten und er macht sich dafür in der Anstalt nach allen Seiten hin so nützlich, daß von einer Wohlthat, die er in Gestalt freier Wohnung empfängt, nicht die Rede sein kann. Onkel Ike liest noch ohne Brille die feinste Druckschrift, verwendet auf sein Aeußeres die größte Sorgfalt, verkehrt gern in geselligen Kreisen und erzählt mit Vorliebe von seinen frühesten Erinnerungen an Washington, an seine erste große Reise nach den Inseln, auf deren einer der „englische Capitän" erschlagen worden ist, und an das aufsteigende Gestirn des ersten Napoleon.

Eine kühne Fahrt.

Zwei dänische Matrosen, Bells Petersen und Peter Miller, sind Ende voriger Woche in Victoria in Britisch Columbia angekommen, nachdem sie die ganze Reise dahin von der Insel Koldiac, unweit der Küste von Alaska, in einem sogenannten Kayak, einer Art indianischen Canoe's, zurückgelegt haben. Diese Fahrzeuge werden von den Grönländern benutzt und bestehen in der Hauptsache aus einem Gerippe aus Fichtenholz, welches mit Seehundsfell überzogen ist. Sie sind vollkommen überdeckt, und in der Decke befinden sich zwei kreisrunde Oeffnungen, in denen die Schiffer in der Weise Platz nehmen, daß die Oberkörper von den Hüften an über das Verdeck hervorragen, die Theile unterhalb der Hüften sich in dem Raume des Bootes befinden, welcher auch zur Aufnahme des Proviants dient. Die wasserdichten Röcke, entweder sogenannte Oelröcke, oder Jacken aus den Eingeweiden der Walfische, werden über den Oeffnungen des Verdecks möglichst wasserdicht befestigt, so daß also das Boot mit seinen Insassen selbst durch hohe Wellen hindurchfahren kann, ohne daß es sich mit Wasser füllt und hierdurch an seiner Tragkraft einbüßt. Den Wellen und selbst heftiger Brandung leisten diese eigenthümlichen Fahrzeuge vortrefflich Widerstand, zerschellen aber bei dem Anpralle an einen festen Gegenstand, z. B. bei dem Auflaufen auf eine Sandbank oder Klippe sofort und gründlich. Der Kayak, dessen sich die beiden Dänen bedient haben, wiegt 75 Pfund, liegt mit seinen Insassen und Proviant für 30 Tage 10 Zoll tief im Wasser, ist 19 Fuß 2 Zoll lang, und in der Mitte 2 Fuß 4 Zoll breit. Zur Fortbewegug dienen lange Ruder mit Schaufeln an jedem Ende derselben, sogenannte Doppelruder. An einem niedrigen Maste ist ein kleines Segel befestigt, welches aus aneinander genähten Streifen der Eingeweide von Walfischen besteht. Die Eskimos bedienen sich dieser Boote zum Fischfange an der Küste mit großem Geschicke, machen aber größere Seereisen in den sogenannten Umiaks oder Weiberbooten, welche meist 10 bis 12 Menschen, sowie Zelte und Hausgeräthe fassen.

Eine Fahrt, wie sie von Petersen und Miller glücklich durchgeführt worden, wurde noch nie in einem Kayak unternommen. Beide brachen am 4. Juni von Kobiac auf, landeten, nachdem sie 300 Seemeilen zurückgelegt hatten, in Neuchic, fetteten den Ueberzug ihres Fahrzeuges frisch ein, ergänzten ihre Vorräthe und setzten nach 2 Tagen ihre Reise fort. Am 40. Tage nach der Abreise gelangten sie nach Kap Wakatat, nachdem sie während der letzten acht Tage an einem ungeheuren Eisfelde vorübergefahren waren, von dem sich fortwährend unter donnerähnlichem Krachen ganze Berge ablösten, die das Wasser in Aufregung erhielten. In der Latuya Bai schoß Petersen einen Seelöwen, worauf sich die ganze Heerde zur Verfolgung des Fahrzeuges aufmachte. Die Schiffer erreichten glücklich das Land, fuhren aber zu hastig auf und mußten mehrere Tage auf die Reparatur des Kayak verwenden. Die nächsten Landungsplätze waren Harrisburg, Fort Wrangell, Fort Simpson, Bella Bella, Fort Rupert, bis sie nach einer Fahrt von 105 Tagen in Victoria ankamen. Von dort werden sie ihre Reise nach Portland, Oregon, und San Francisco fortsetzen.

Verschiedenes.

— Von einem fidelen Selbstmörder weiß die Charlottenburger Tagespost Folgendes zu erzählen: Frau N. hatte sich nach dem Tode ihres Mannes, der ihr ein hübsches Vermögen hinterlassen, wieder verheirathet, und zwar mit dem Erwählten ihrer ersten Liebe. Er war ein Trompeter und litt an beständigem Durst, fast jede Nacht kam er in schräger Richtung nach Hause. Alle Vorstellungen von Seiten der Frau halfen nichts, so daß sie endlich auf Ehescheidung antrug. Als der geliebte Heinrich die Vorladung zum Schiedsrichter bekam, erklärte er seiner Frau, er werde etwas thun, was kein Mensch zweimal zu thun im Stande sei. Dann setzte er sich, schrieb einen Brief, steckte denselben in die Tasche und verließ das Haus. Nachmittags traf ihn ein Bekannter im Grunewald, wo er unter einem Baume lag und schnarchte wie eine Brettsäge. Neben ihm stand sein Hut, und darin lag der Brief mit der Aufschrift: „An den ehrlichen Finder meines durchschossenen Leichnams." Der Freund öffnete nun den Brief und las: „Abschied von der Welt. Für mich ist Spiel und Tanz vorbei. Das Lachen ist vorüber. Die Welt scheint mir 'n zerbrochenes Ei — Schwamm darüber!" Der Freund ermunterte nun den Schläfer und fragte ihn, was der Brief bedeuten solle. Der sanfte Heinrich gab gähnend und sich reckend zur Antwort: „Ich wollte mich todtschießen, habe aber vergessen, den Revolver zu laden und bin vor Lebensüberdruß hier eingeschlafen." Die Frau hat den reuig Zurückgekehrten noch einmal wieder aufgenommen, nachdem er sich zu bessern feierlich geschworen hat.

— Hans Makart's Befinden hat sich in den letzten Tagen so weit gebessert, daß die ärztliche Vorschrift von gänzlicher Arbeitsenthaltung schon nicht mehr besteht. Jedenfalls läßt Professor Makart, der seinen Aufenthalt wieder in Wien genommen hat, sich nicht abhalten, täglich künstlerisch zu schaffen, wenn er sich auch jetzt noch schonen muß. Die Befürchtung eines dauernden Leidens besteht weder ärztlicherseits, noch bei der Umgebung Makart's mehr.

— Ueber ein durch Panik verursachtes Unglück in der katholischen Kirche zu Stoschendorf (Kr. Reichenbach) berichtet die „Schles. Volkszeitung" Folgendes: Zum Feste Maria Geburt waren zahlreiche Wallfahrer eingetroffen. Zum großen Theil pflegen dieselben an diesem, wie am Feste Maria Himmelfahrt betend und singend die Nacht über in der Kirche zu verweilen. Ein entsetzliches Unglück ereignete sich gegen 1½ Uhr Morgens. Eine Kerze, die wahrscheinlich durch einen sog. Räuber (herabfallende Kerzenputze) erwärmt und darum umgefallen war, entzündete ein Altarbouquet von getrockneten Blumen. Dies verursachte einen panischen Schrecken. Der untere Kirchenraum war bald geleert, da drei geräumige Auswege vorhanden sind. Doch die auf dem Chore befindliche Menschenmasse drängte sich über die auf den Treppenstufen Sitzenden stürmisch herab. Zwei weibliche Personen wurden erdrückt, 11 sind verletzt, von denen 2 sich noch in bedenklichem Zustande befinden. Der Pfarrer Leckelt, welcher von Langseifersdorf herbeigeeilt war, spendete den Verletzten die Sakramente im Saale des Gastwirths Wiesner, wohin dieselben gebracht worden waren. Die Herren Amts-Vorsteher Hiller und Wundarzt Fritsch waren baldmöglichst zur Stelle. Auch der Kreisphysikus Dr. Heidelberg erschien baldigst. Die Herren Inspektor Vogel und Ortsvorsteher Rockstroh aus Stoschendorf leisteten umsichtige Hilfe. Der zur Aufsicht des Altars gegenwärtige Kirchenvorsteher Rockstroh hatte erst kurz vor dem Unglück die Kerzen geputzt.

— Vor einigen Jahren, so erzählt der „Graphic", konnte man in Lombardstreet in London einen blinden Bettler täglich hin- und hergehen sehen, der mit kläglichem Gestöhne eine Zinnbüchse schüttelte, in welche mitleidige Passanten ihre Pennies fallen ließen. Ein Commis gab ihm jeden Tag regelmäßig einen Penny. Eines Tages ließ er aus Versehen ein Goldstück in die Büchse fallen. Er vermißte den Suvereign nicht, bevor die Geschäftsstunden vorbei waren, und als er nach dem blinden Mann sich erkundigte, war er fort. Doch gelang es dem Commis, von einem hausirenden Gemüsehändler die Adresse des Blinden zu erfahren; als er in Halloway anlangte, verwunderte er sich nicht wenig, vor einem eleganten Hause in einer respectablen Straße zu stehen. Er klopfte, ein schmuckes Dienstmädchen öffnete die Thüre und führte ihn in ein geschmackvoll möblirtes Empfangszimmer. Gleich darauf trat der Blinde ein, wie ein in guten Umständen lebender Bürger gekleidet. Der Commis war nicht wenig verlegen, sein Geschäft vorzubringen; die Magd des Blinden, die zum Zweck ins Zimmer gerufen wurde, stellte ihm ohne Zaudern den Suvereign wieder zu. Als aber der Handelsbeflissene mit gestammelten Entschuldigungen hinausgehen wollte, sagte der Blinde in sanftestem Tone: „Entschuldigen Sie, mein Herr, Sie vergessen, daß Sie mir einen Penny schulden." Solcherlei Leute giebt es in London viele. Im Westende der Stadt giebt es Straßenkehrer, die für ihre crossing einige hundert Pfund bezahlt haben und ihr Capital jährlich in Pennies und Sixpence herauswischen. Auch Bediente kommen nicht selten zu einem hübschen Stück Geld. Da hat kürzlich der Bediente eines fashionablen Arztes eine Eisenbahngesellschaft verklagt, weil er auf ihrer Linie sich verletzt hatte und verlangte als Entschädigung £600 — das Einkommen eines Jahres, das ihm in der Form von Trinkgeldern von Patienten zuging, die den Doktor außer ihrer Reihe consultiren wollten. Wenn der Diener soviel kriegt, was muß erst dem Patron in die Tasche fließen?

— Auch eine „echte" alte Melodie haben die Vorarbeiten des Herzogs von Meiningen für die historisch echte Inscenirung von Schiller's „Maria Stuart" an's Licht gefördert. Es ist dem Herzog gelungen, die Musik zu dem alten Marsch, der gewöhnlich bei Verbrennung der Hexen und der auch bei der Enthauptung der Maria Stuart aufgespielt wurde, wieder aufzufinden, und diese Musik macht einen grausigen, wahrhaft erschütternden Eindruck.

— Bei der diesjährigen Feier des Sedanfestes in Dresden mußten die Schülerinnen einer dortigen Privatlehranstalt das bekannte Kriegslied von Theodor Körner: „Du Schwert an meiner Linken, was soll dein heitres Blinken?" absingen. Nun entsteht die Frage, ob es wohl auf Ausbildung eines Amazonencorps abgesehen ist, oder mit welcher Art von Schwertern die angehenden Backfische eigentlich ausgerüstet sind, sowie, was sie damit machen.

— Der Name der Stadt Meseritz soll — wie ein posener Blatt berichtet — nächstens in Stephansberg umgewandelt werden. Etwa zu Ehren des Generalpostmeisters?

— In Lugano (Schweiz) droht ein eigenartiger Strike auszubrechen. Die Leichenbesorger beschweren sich, daß sie zu wenig verdienen. Im ganzen vorigen Monat sind dort nur zwei Personen gestorben.

— Aus Pilsen wird der „Boh." von einem entsetzlichen Unglücksfall berichtet. Am 13. Septbr. sollte in dem gräflich Schönborn'schen Revier in Lipowitz bei Nekmir eine Jagd stattfinden. Gegen 4 Uhr Nachmittags erschien bei der Jagdgesellschaft auch die Gräfin Therese Schmising, nicht um an der Jagd theilzunehmen, sondern um ihren Bruder, den Grafen Johann Lazansky, zu sprechen. Während sie mit der Gräfin Schönborn sprach, entlud sich das Gewehr eines einige Schritte weiter stehenden Forstbeamten des Grafen Hans Schönborn; die Ladung drang der Gräfin Schmising in den Unterleib, die Gräfin Schönborn blieb unverletzt. Der Forstbeamte, der das Unglück verschuldete, überreichte die Gewehre, die er trug, einem in der Nähe stehenden Straßenräumer; hierbei ging eines derselben los und die volle Ladung ging dem Straßenräumer durch den Kopf, so daß er kurz darauf verschied. Die verwundete Gräfin Schmising wurde sofort in das Försterhaus in Lipowitz übertragen und von allen Seiten wurden Aerzte herbeigeholt. Allein jede Hilfe war vergebens; Sonntag um 1 Uhr verschied die Gräfin. Graf Schmising, der erst anderthalb Jahre verheirathet war, hatte das Schloß Lichtenstein vom Fürsten Löwenstein gepachtet; Donnerstag erst war er mit seiner Frau dort eingezogen, Freitag kam die Mutter der Letzteren, die verwittwete Gräfin Sidonia Lazansky, geb. Gräfin Hoyos von Manetin, ihre Tochter zu besuchen, und Tags darauf geschoh das Unglück.

— Mit der Fabrikation von Klavieren beschäftigen sich in Deutschland zur Zeit 424 Fabriken, welche 7874 Arbeiter unterhalten. Von jenen Betriebswerkstätten befinden sich 240 in Preußen mit 3471 Arbeitern, in Sachsen 90 mit 2301 Arbeitern, in Württemberg 44 mit 988 Arbeitern, in Hamburg 19 mit 735 Arbeitern, in Baden 16 mit 169 Arbeitern, in Bayern 15 mit 179 Arbeitern. Im Laufe eines Jahres werden in Deutschland etwa 73,000 Klaviere fertiggestellt, welche einen Kapitalwerth von 35 Millionen Mark repräsentiren. Nahezu die Hälfte dieser Produktion geht in's Ausland, namentlich nach England.

Die Confectionsdame.

Ich bin schlank und hochgewachsen,
Bin so schön wie die aus Sachsen,
Habe guten Appetit
Und ein fröhliches Gemüth.

Rothspohn und Champagner lieb' ich,
Hummer, Caviar, Zander gieb mich,
Und mit zwei, drei Seidel Bier
Bist Du auch willkommen mir.

Ich bin stets die neu'ste Mode,
Gräme mir auch nicht zu Tode,
Schießt sich mal ein Jünglingspaar,
Weil es eifersüchtig war.

Bleibt mich Hertzog doch und Gerson
Prinzipale mit mir scherzen,
Jordan, Lubasch, Israel
Helfen immer mir und schnell.

In Brillanten kann ich blitzen,
Zeige ächte Brüss'ler Spitzen,
In der Flora und bei Kroll
Sind die Männer auf mich toll.

Denn Civil und Militäre,
Jeder schwört bei seiner Ehre,
Daß ich doch die Schönste war
In der ganzen Damenschaar.

Nennt man mich Confectioneuse,
Bin ich darum gar nicht böse,
Denn die richt'ge Confection
Giebt nun einmal an den Ton.

— Amor vincit omnia. Pastor: Ist es wahr, Jochen, daß Deine Frau Dich verlassen hat? — Jochen: Ja, Herr Paster, wahr is et. — Pastor: Ach, das ist aber ganz entsetzlich! — Jochen: Och, Herr Paster, dat is noch nich dat Schlimmste. — Pastor: Nun, was denn noch? — Jochen: Eck bin bange, dat se wedder kummt.

— Wegen Reparatur geschlossen! „Ihre liebe Frau macht ja seit mehreren Tagen keinen Hauswandel mehr, Herr Nachbar?" „Ein wahrer Segen; ihr Gebiß ist beim Zahnarzt zur Reparatur, und während dieser Zeit hält sie ihren Mund geschlossen!"

— A.: ......Aber, mein Lieber, Du machst es ja verkehrt! Du schenkst erst das Wasser ein und dann den Wein! — B.: Verkehrt? Nein, Alter, das ist gerade natürlich. Ich verbessere mir mit Wein das Wasser; würde ich zuerst den Wein einschenken, dann würde ich ihn ja mit Wasser verschlechtern.

— Comitemitglied: ......Ich für meine Person stimme nicht mit, denn offen gestanden, kann ich für diese Idee nicht schwärmen! — Vorstand: Wissen Sie was? Ich gebe Ihnen fünf Minuten Bedenkzeit; wenn Sie bis dahin nicht schwärmen, laß' ich Sie hinausweisen. — Comitemitglied: Solchen Gewaltmaßregeln gegenüber werde ich aber meinen Austritt erklären. — Vorstand: Das können Sie hernach thun, — aber zuerst wird geschwärmt.

— Diagnose. Mann (ängstlich zum Doktor): Was halten Sie von dem Unwohlsein meiner Frau? — Doktor: Ja weiß der Himmel, wo Ihre Frau Gemahlin wieder einen Schmuck gesehen hat!

— Entschuldigt. Richter: „Angeklagter, Sie können den Diebstahl unmöglich leugnen. Zeuge hat ganz deutlich gesehen, wie Sie während des Pferdemarktes statt Ihres alten Fuchses den fremden werthvollen Schimmel vom Pflock loslösten und davonführten. Nun?" Angekl.: „Stehlen wollte ich nicht, Herr Gerichtshof! Ich hab' die Thierchen man blos verwechselt!" Richter: „Sie schaden sich nur durch solche Ausreden. Sie werden doch einen Fuchs von einem Schimmel unterscheiden können?" Angekl.: „Das hält bei mir eben sehr schwer; — ich bin Sie nämlich farbenblind!"

— Auch eine Vorstellung. Frau des Hauses: „Bitte, verweilen Sie noch einen Augenblick, Herr Assessor, ich möchte Ihnen noch gern meine älteste Tochter vorstellen." — Assessor: „O, bitte, bemüh'n Sie sich nicht, gnädige Frau; nachdem ich die Ehre habe, Ihre jüngeren Töchter zu kennen, kann ich mir von Ihrer Aeltesten schon selbst eine Vorstellung machen."

— Kranken-Eitelkeit. Herr: „Gnädiges Fräulein, sehen ja prächtig aus; es scheint Ihnen wieder ganz gut zu gehen!" Nervöse Dame: „Mein Herr, was glauben Sie? Meinen Sie denn, ich habe ein so unbedeutendes Leiden, daß man es ohne Weiteres verlieren könnte?!"

— Unter dem Stichwort „Chineisische Strategie in Futschen" veröffentlicht der „Figaro" folgenden Scherz: Chines. Artillerist: Die französischen Schiffe nähern sich. — Mandarin: Feuern Sie einen Kanonenschuß ab! — Artill.: Sie sind noch zu weit, die Kugel würde nur bis zur Mitte der Entfernung gehen. — Mand.: Sodann feuern Sie zwei Schuß ab.

— Zeitgemäßes Verlangen. Erstes Fräulein (zum Buchhandlungsgehilfen): „Ich möchte den Laurawalzer für Violine und Klavier." — Verkäufer (das Verlangte verabreichend und sich zu einem andern Dämchen wendend): „Und was wünschen Sie, mein Fräulein?" — Zweites Fräulein (mit Selbstbewußtsein): „Ich möchte auch den Laurawalzer, aber für Violine und Flügel."

— Die Hotelrechnung. Dem Pariser „Figaro" entnehmen wir folgenden hübschen Scherz: Gast: Sie haben mir hier auf die Rechnung gesetzt: Papier, 50 Cent, während Sie mir doch überhaupt kein Papier geliefert haben. — Kellner: Verzeihung, mein Herr, das ist dies Papier hier, auf dem Ihre Rechnung geschrieben ist.

— Anzügliche Frage. In einer Villa mit Garten wohnen ein Porträt- und ein Thiermaler, deren Firmen an den zwei Säulen des Eingangsthores in den Garten angebracht sind. Eben kommt Dr. X. aus dem Garten und begegnet seinem Freund: „Jetzt hab' ich mich malen lassen!" erzählte er ihm freudig. — Freund: „So? — bei welchem denn?"

— Brevi manu. Zwei Bauern bekommen Streit, der damit endigt, daß der Eine den Andern gehörig durchprügelt. Der Geprügelte beschwert sich schließlich bei'm Landrath. Dieser, ein jovialer Herr, schickt dem Schulzen das betreffende Schreiben mit der Weisung, er möge den Streit „brevi manu" ordnen. Der Schulze läuft im Dorfe umher, um sich zu erkundigen, was das heißt, und erfährt schließlich vom Lehrer, der ein Lexicon hat, daß „brevi manu" „von kurzer Hand" heißt. Er läßt die Bauern vor sich kommen, liest des Landraths Brief vor und giebt jedem Bauern eine derbe Ohrfeige, womit Beide zufrieden sind und in Ruhe weiterleben.

— Erfülltes Sehnen. Ein Pastor sprach gegen einige Bauern seine Sehnsucht aus, es möchte die schöne Zeit wiederkehren, da die Geistlichen von Allem den zehnten Theil in natura erhielten. Nach ein paar Tagen hatte er ein Kind zu taufen. „Wie soll das Kind heißen, liebe Frau?" „Natürlich wie Sie!" „Wie ich?" „Na, es ist doch Ihr Kind!" „Mein Kind?" „Ja, es ist mein zehntes!"